

Fortsetzung von Seite 1

verführen, die ihre Identität, ihr Selbstvertrauen und ihre Würde verletzen.

Wir streben nach Perfektion, was kurzfristig ist. Denn Perfektion ist eine Sackgasse der Evolution. Perfektionismus ist die Idealisierung eines Bildes, das unweigerlich zum Scheitern führt, denn wir haben längst erkannt, dass alles in Bewegung ist, und Darwin hat uns beigebracht, dass nicht der Fitteste, sondern der Anpassungsfähigste die höchste Überlebenschance hat. Wir haben erkannt, dass wir Mängelwesen sind, und wir leiden an unseren Mängeln. Daher arbeiten wir mit viel Nachdruck an unserer Optimierung. Darin liegt eine immanente Gefahr, wenn wir nicht wissen, was gut und nachhaltig ist. Eine Brille oder ein Hörapparat sind zweifelsohne sinnvolle Geräte, um unsere Mängel zu kompensieren. Die neuen Technologien werden uns aber viele Hilfsmittel an die Hand geben, die unsere Evolution eher nachteilig beeinflussen könnten.

Ich komme gleich zum Kern eines Problems, das uns bald sehr intensiv beschäftigen wird. Die neuesten Technologien werden es möglich machen, dass wir unser Erbgut, unsere Gene, nachhaltig verändern. Wir werden in der Lage sein, alle genetischen Krankheiten nachhaltig zu heilen, heißt es in der Propagierung der neuen Technologie mit dem Namen „Genom-Editierung“ oder auch „CRISPR-Cas“. Stimmt das? Nicht ganz, denn es werden immer neue genetische Mutationen entstehen. Diese Variationen sind eine immanente Eigenschaft des Lebens und essenziell, damit das Leben sich überhaupt entwickeln konnte. Jedes Kind, das geboren wird, enthält zwischen 60 und 100 Mutationen, welche die Eltern nicht hatten.

Wir werden bald eine wichtige Entscheidung treffen müssen: Dürfen wir in unsere Keimbahn, in unser Erbgut aktiv eingreifen? Derzeit ist es nicht erlaubt, und alle sind sich einig, dass wir das nicht tun sollen. Alle? Eben nicht! In China sind im November 2018 die ersten zwei Kinder auf die Welt gekommen mit einem editierten Genom. Der chinesische Wissenschaftler He Jiankui hat die Mädchen mit den Pseudonymen Nana und Lulu während ihrer In-vitro-Fertilisation so genetisch modifiziert, dass sie HIV-resistent sein sollten. Diese Mädchen sind also die ersten Menschen mit einem editierten Genom. Der chinesische Wissenschaftler He Jiankui steht unter Hausarrest und wird sich verantworten müssen. China ist derzeit mit den Konsequenzen dieser Tat beschäftigt, und ich nehme an, dass diese Technologie weiterentwickelt und auch angewandt werden wird. Die Frage wird höchstens sein, welche genetischen Veränderungen gemacht werden dürfen und sinnvoll sind. Deswegen ist es essenziell, dass wir uns mit diesem für die Zukunft so wichtigen Thema auseinandersetzen und nicht nur hoffen, es werde schon gut gehen.

Ich stelle hier die Hypothese auf, dass der Mensch sich selbst erfindet. Wir sind es ja, die über uns nachdenken und uns ein Wunschbild schaffen. Wir möchten gerne Götter werden, die die Welt beherrschen. Menschen wollen doch ein sinnvolles Leben führen. Nun hat das Leben aber von sich aus keinen Sinn. Wir sind es, die unserem Leben einen Sinn geben können, indem wir Wege finden, eine Gesellschaft zu etablieren, in der möglichst alle Mitglieder ein sinnvolles und gutes Leben führen können. Klingt nach Utopie, sollte es aber nicht sein!

Wenn wir Menschen auf unserem Planeten überleben wollen, müssen wir uns selbst darum kümmern. Die Evolution wird diese Aufgabe nicht übernehmen. Bildung und Wachsamkeit sind die Voraussetzung dafür, dass wir dabei erfolgreich sein könnten. ■



RENÉE SCHROEDER

Geboren 1953 in Brasilien. Studium der Biochemie in Wien. 2002 Wissenschaftlerin des Jahres. 2003 Wittgensteinpreis. Bücher: zuletzt „Die Erfindung des Menschen“ (Residenz), 2017 Wissenschaftsbuch des Jahres. Ihr Text basiert auf einem Vortrag, gehalten bei den Sommergesprächen der Waldviertel Akademie.

Zu Gast beim Stelldichein der Namenlosen. Über die Rolle der Eliten als Retter, Zerstörer und Überwinder der demokratischen Wertegemeinschaft. Eine Bestandsaufnahme.

Von Lena Wild

Von denen, die niemals aufliegen

Es war einmal vor langer Zeit, vielleicht im Sommer 2017, vielleicht auch nicht. In einer Villa auf einer spanischen Ferieninsel. Oder auf einer Privatyacht vor Mauritius. Oder im Vorstandsbüro eines Autoherstellers mit interessanten Abgaswerten. Oder zwischen einem Loch und dem nächsten auf dem Golfplatz eines Präsidenten aus Übersee. Wir wissen es nicht. Wir können nur spekulieren. Bleiben wir also der Bequemlichkeit halber auf jener Mittelmeerferieninsel, die sich ja einer gewissen Bekanntheit unter Österreichern erfreut. Und Sommer, Sonne, eine idyllische Finca. (Die Größe und Beschaffenheit derselben möge sich der Leser übrigens nach Lust und Laune selbst bestimmen, sie soll nur so viele Rahmen wie möglich sprengen und ihm selbst und mir niemals zugänglich sein.) So weit, so gut.

Nun zu unserer erlesenen Gästeschar. Vielleicht ist ja ein trotz seines hohen Alters von Vitalität, guter Laune und Botox strotzender Mann dabei? Das italienische Stehaufmännchen, direkt aus Brüssel? Und neben ihm vielleicht ein deutscher Kollege, dessen Metier das Plagiat, der sich immer noch grün und blau ärgert ob der Tatsache, dass er aufgefliegen ist? Oder doch lieber der eine oder andere seit Mai arbeitslose österreichische Politiker?

Der Mann am Pool: ein Lobbyist

Nein, falsch. Viel zu konkret. Denn die tatsächlichen Darsteller dieser Geschichte haben keine Namen, die in aller Munde sind. Sie sind nicht aufgefliegen, noch werden sie je aufliegen. Sie sind noch viel weniger angewiesen auf die Meinung der Masse als irgendein dahergelaufener Politiker. Sie sind nicht einmal zwingend in der Politik tätig. Was sie aber verbindet, ist ihr Verständnis von Demokratie als temporäre Oligarchie, wobei das Temporäre keine Einschränkungen durch auslaufende Legislaturperioden und Amtszeiten akzeptiert.

Lasst uns diese Namenlosen also näher betrachten. Sehen Sie jenen Mann dort, der sich am Pool in die Sonne fläzt? Er ist ein Lobbyist. Waffengeschäfte der NRA in Amerika. Der dort an der Bar mit der Dame in Rot schäkert? Ein Topmanager, dessen Einfluss allein seine enorme private Finanzkraft garantiert. Die Dame in Rot selbst? Elegant, stilvoll, aber nicht mehr in der Blüte ihrer Jahre? Eine Claire Zachanassian, ebenso wie der Mann zu ihrer Linken, seines Zeichens Großunternehmer. Die Spitzen von Justiz und Verwaltung mehrerer demokratischer Staaten sitzen flankiert von einigen hochrangigen Politikern drinnen im Kühlen auf den Loungemöbeln beim Tee. Es ist schön zu sehen, wie hierbei die unüberbrückbaren Differenzen zwischen Rechts und Links plötzlich überbrückbar werden. Sogar einige Populisten beharren die Runde mit ihrer Anwesenheit, obschon sie es sich doch eigentlich

auf die Fahne geschrieben haben, die alten Eliten zu zerschlagen. Was soll's – einmal in den Genuss der Macht gekommen, ist die Bildung von Eliten jedweder Natur wohl eine unausweichliche Konsequenz. Und überhaupt, was man sich auf die Fahne schreibt, ist ja vor allem als Populist sowieso eher eine Sache des Augenblicks.

Manche der Anwesenden entstammen einer langen Traditionslinie aus Schwergewichten, vor allem in der Wirtschaft fest verwurzelt. Diese heutige Elite ist Kind der gestrigen. Andere hingegen haben sich selbst in ihre prestigeträchtigen Posten manövriert, durch Ausdauer und Hartnäckigkeit und Beziehungen. Das ist aber mitunter ein verschwindend kleiner Teil. Der Begriff der Leistungseliten aber entlockt der Mehrheit der Anwesenden lediglich ein müdes Schmunzeln. Da sich die Schere zwischen Arm und Reich stetig öffnet, bleibt der Traum, vom Tellerwäscher zum Millionär zu avancieren, für nahezu alle und jeden, was er ist – ein Traum. Die Anwesenden tangiert das aber reichlich wenig. Vor allem in Hinblick auf die Politiker, die, allesamt demokratisch gewählt, den Willen des Volkes umsetzen sollten, entbehrt es nicht einer gewissen Komik, dass der eigene Lebensstil oft so signifikant von dem des Ottonormalverbrauchers differiert.

Doch ungeachtet aller spitzfindigen Bemerkungen: Kann es nicht sein, dass wir dennoch auf derartige Eliten angewiesen sind? Kein Fortschritt ohne Finanzkapital. Keine Erneuerung ohne gebündelte Expertise. Und vor allem: kein freier Weg ohne freiwillige Spenden an die zuständigen Stellen. Viele Köche verderben den Brei. Verdirbt die demokratische Mitbestimmung aller nicht ebenso vieles durch ewige Debatten, Uneinigkeit in der Regierung und endlose Bürokratie? Einerlei, wie man diese Frage beantworten mag, zwangsläufig drängt sich nun eine andere auf: Hebeln die Anwesenden also bewusst die Demokratie aus? Nein, das nicht. Die Demokratie ist in ihrer aller Augen ein nützliches Mittel, dem Volk den Anschein von Mitbestimmung zu geben. Das Opium des Volkes ist längst nicht mehr die Religion, sondern der Wahlausweis. Für die Elite selbst aber ist die Demokratie gewiss nicht mehr als ein Richtwert, über welchen man sich nach Gutdünken hinwegsetzen kann, sollte damit höheren Zielen (ergo den eigenen) Genüge getan sein.

Nichtsdestotrotz ist dabei Vorsicht geboten, denn allzu leicht fliegen die Fetzen. Zwei österreichischen Urlaubsgästen in der weißen Villa nebenan ist es schlecht ergangen, als sie in den Machenschaften der Elite kräftig mitmischen wollten. Jetzt singt ihnen ihr Heimatland am Heldenplatz Spottverse. Die Demokratie ist also nützlich, aber ab und zu unvorhersehbar, selbst für Kaliber, wie die hier Anwesenden es sind. Der kleine Mann ist zwar ein Nichts angesichts der Macht und der finanziellen Kapazität der Elite, doch wenn es hart auf hart kommt, kratzt er schon einmal ein bisschen am strahlenden Nimbus der oberen Tausend. Gott sei Dank, geschieht das höchst selten. So gut wie nie. Und die Anwesenden wissen das nur allzu gut.

Doch zurück zu unserem kleinen Stelldichein. Ich fasse zusammen, was wir alles bereits haben. Wo? Der Gewohnheit wegen in einer Villa auf einer Ferieninsel. Wann? Irgendwann, im Sommer, im konsistent zu bleiben. Wer? Man nenne sie die oberen Tausend, die Elite, diejenigen, die die Fäden in der Hand haben und keinem Zwang unterliegen, sie irgendwann wieder abzugeben. Das Wo und das Wann sind selbstverständlich nach Belieben austauschbar.

Und nun, werter Leser, tut es mir leid, denn unsere Geschichte endet hier. Sie muss hier enden, denn die übrigen W-Fragen vermag ich nicht zu beantworten. Warum? Weil ich, ebenso wie Sie wahrscheinlich, nicht zur Elite gehöre. Weil ich ebenso wie Sie nicht weiß, was in jener Finca passiert ist. Denn diese Geschichte zählt leider (wie die meisten) zu jenem horrend hohen Prozentsatz an postdemokratischen Machenschaften der Elite, die niemals ans Licht kommen. ■

PHILOSOPHICUM: STIPENDIEN

„Die Presse“ und das Philosophicum Lech vergaben im Rahmen des diesjährigen Philosophicum 20 Stipendien. Teil der Bewerbung war das Verfassen eines Essays zum Thema „Die Werte der wenigen. Eliten und Demokratie“. Eine Auswahl wird hier und in den folgenden Wochen im „Spectrum“ vorgestellt. Die Entscheidung über die Vergabe der Stipendien erfolgte durch Konrad Paul Liessmann, den wissenschaftlichen Leiter des Philosophicum Lech, und „Presse“-Chefredakteur Rainer Nowak. Lena Wild, Jahrgang 2000, studiert Technische Physik, Philosophie und Philologie in Wien.

Die Strengsten der Gestrengen

Expedition Europa: wie der norwegische Terrorist Philip Manshaus radikalisiert wurde.

Von Martin Leidenfrost

Bærum, das man in Norwegen als Refugium betuchter Schönheute kennt, war am 10. August Ziel eines Anschlags. Nachdem er seine chinesische Adoptivschwester ermordet hatte, stürmte der 21-jährige Bærumer Philip Manshaus die Bærumer Moschee, wurde aber von einem pensionierten pakistanischen Offizier überwältigt.

Da Manshaus den Hitlergruß zeigte und einen „Rassenkrieg“ verkündete, ließ sich die Tat schnell einordnen. Wäre da nicht ein für Christen unangenehmes Detail: Im Jahr, als er radikalisiert wurde, besuchte der Südnorweger in Nordnorwegen Gottesdienste der Laestadianer, einer konservativ-lutheranischen Erweckungsbewegung. Die norwegische Staatskirche ist sehr liberal, bei den Kirchenwahlen hat gerade wieder die Liste gesiegt, welche die kirchliche Homo-Ehe durchgesetzt hat. Kann das sein, dass am Rande derselben Kirche ein Nährboden für christlichen Terrorismus existiert?

Ich brauche einen lebenden Laestadianer. In Südnorwegen gibt es jedoch kaum welche. Ihre Basis liegt um den Polarkreis, wo Pastor Lars Levi Laestadius (1800 bis 1861), selbst Sohn einer Samin, Massen von Samen über Nacht vom Alkoholismus heilte. Er war für einfache Kleidung, Laestadianer trugen keine Kravatten, daran konnte man sie erkennen, damals. Das 20. Jahrhundert verbrachten sie damit, sich in 15 bis 19 Strömungen zu spalten, besonders „Erstgeborene“ und „Konservative“ warfen einander „töten Glauben“ vor und sprachen einander das Himmelreich ab. Im Zentrum ihrer Spiritualität stehen Sünde und Vergebung, einige Gruppen pflegen die Beichte vor versammelter Gemeinde, einige haben viele Kinder. Die Strengsten der Gestrengen lehnen ab: Fernsehen, Musik, Tanz, Ohrringe, Make-up, Schmuck.

„Ich lehne Tanz nicht ab“

Ich korrespondiere eine Woche lang mit einem Laestadianer, einem norwegischen Offizier, der ein Interview ablehnt. Schließlich redet doch einer mit mir, an einem neutralen Ort. Der pensionierte Professor besteht auf Anonymität: „Das kann Nachteile geben, wenn man bei Laestadianern gesehen wird.“

Er grenzt sich sogleich ab: „Ich bin konservativ, aber nicht erstgeboren!“ Der gebürtige Nordnorweger erzählt: „Alkohol war als Sünde verpönt.“ So streng ist er nach 50 Jahren im Süden nicht mehr: „Ich genieße einen guten Tropfen, ich genieße Musik, ich lehne Tanz nicht ab.“ Wenn er beichtet, dann kann ihn ein Mitbruder oder eine Mitschwester von seinen Sünden lossprechen.

Der Gelehrte will über Organisation reden: Am stärksten ist der Laestadianismus in Finnland, dort leiten Pastoren der Staatskirche die Gemeinden und haben auch schon zwei Bischöfe von Oulu gestellt. Die Erstgeborenen haben ihren Vorstand im nordschwedischen Gällivare, aber deren „Verständnis der Taufe ist ein anderes“ und überhaupt, „tertius usus legis in renatis“. Sein Verhältnis zur norwegischen Staatskirche beschreibt er als „inneres Exil, das das Verhältnis von Sünde und Gnade verwässert wird, ist eigentlich ein Grauel“.

Ich muss meinen Laestadianer nach Manshaus fragen. Er behauptet, es sei ihm „neu, dass der zu den Laestadianern ging“. Ich fürchte, ich sehe ein Flunkern in seinen Augen. Am Abend fahre ich nach Bærum. Dutzende Villensiedlungen über dem Oslofjord, Manshaus ist von hier. Er kam überall zu Fuß hin, zur U-Bahn, in die Schule. Leute in seinem Alter schreien am Bahnsteig exaltiert herum, eine Blondine in seinem Alter fuchtelt bei „Domino's Pizza“ maniertiert herum. Das Haus, in dem der Terrorist zum Teil aufwuchs, liegt in einer Sackgasse größerer Villen. Es ist ein schlichter Bungalow. Fassade und Carport sind mit Stöfen von Brennholz zugestellt. ■

Fortsetzung von Seite 1

für Westtouristen betriebenen Restaurant am Alexanderplatz hatte ich nach dem Zwangsumtausch am Grenzübergang noch immer Ostmark in der Tasche, DDR-Geld, das man nicht mit hinübernehmen durfte und das im Westen ohnehin wertlos war. Ich weiß noch, wie ich mit meiner Schwägerin kurz vor dem Checkpoint Charlie in einen Supermarkt ging, um die letzten Mark- und Pfennigmünzen loszuwerden. Aber was sollten wir dort kaufen? Die Verkäuferinnen, die braune Plastikmügel trugen, beobachteten uns schon die ganze Zeit. Wenigstens ein paar Tafeln Schokolade, dachte ich. Es gab nur zwei Sorten, und die waren in so unansehnliches dickes Papier eingeschlagen, dass uns auch das nicht ansprach. Irgendetwas haben wir dann doch genommen, und beim Zahlen haben wir alle unsere Münzen auf den Kassentisch gelegt, wir wollten kein Retoungeld annehmen. Die Kassierin sagte nichts, schüttelte nur empört den Kopf.

Ausgerechnet am selben Abend, nachdem wir wieder in die Normalität zurückgekehrt waren, besuchten wir das legendäre Kaufhaus des Westens, nicht nur aus kommunistischer Perspektive ein kapitalistischer Tempel des Luxus. Ich weiß nicht, was sich die „Ossis“ dachten, als sie dann das erste Mal über die Grenze und auf einem ihrer Streifzüge durch das Warenangebot des Westens auch das KaDeWe stürmten. Allein in der Käseabteilung lagen Hunderte verschiedener Sorten zur Auswahl...

Aber es war nicht dieser unmittelbare Wechsel in die Welt des Überflusses, der mir die andere Welt so grau und öd und diesen einen Tag Ostberlin zum deprimierenden Erlebnis machte. Es war der Eindruck der Menschen, die nicht nur von Mauern, sondern auch in der Lethargie ihres hoffnungslosen Alltags eingesperrt waren. Wieder zu Hause las ich in der Zeitung, dass am selben Abend, kurz nachdem wir den Checkpoint Charlie zurück in den Westen passiert hatten, ein DDR-Bürger mit seinem Auto versucht hatte, die Grenzsperrung zu durchfahren. Ein verzweifelter, aussichtsloser Fluchtversuch, wie er in der ostdeutschen Wirklichkeit dann und wann vorkam. Dass sich daran in absehbarer Zeit etwas ändern, dass drei Jahre später gar die Mauer fallen sollte, das schien uns damals unmöglich. Und doch schnitten wir auf der Heimfahrt das Thema an, aber das war ferne Zukunft, vielleicht in der nächsten Generation, sagten wir uns.

Ich hatte auch in Ostberlin fotografiert, nicht viel, ich hatte zu dieser Zeit Schwarzweiß-Filme bevorzugt. Aber von den drei Filmen, die ich aus Berlin mitbrachte, hatte ich nie Bilder ausarbeiten lassen. Ich weiß nicht, warum. Wenn ich heute die Negativstreifen gegen das Licht halte, sehe ich die Grautöne von damals wieder. Das Grau des Ostens im doppelten Sinn.

Es dauerte 15 Jahre, bis ich wieder nach Berlin kam. Als ich im Dezember 2001 mit ganz anderen Vorstellungen im ehemaligen Ostteil umherging, deprimierte mich etwas anderes. Bestimmte Häuser, Straßen, die sich mir eingepägt hatten, waren nicht mehr auffindbar. Ich wollte in die Buchhandlung gehen, wo einen die großen Marx- und Leninporträts ständig im Blick hatten. Ich glaubte sie am Ende der Friedrichstraße, konnte aber auch sie nicht mehr finden. Dann wollte ich mich ins Egon-Erwin-Kisch-Café setzen und diesmal einen richtigen Kaffee trinken. Aber dort war nun eine Starbucks-Filiale. Mit dem Kisch-Café waren ebenso die einzigen Farböne, Weinrot und Braun, die Ostberlin in meiner Erinnerung hat, verschwunden. ■



GERHARD ZEILLINGER

Geboren 1964 in Amstetten. Studium der Germanistik und Geschichte in Wien. Dr. phil. mit einer Dissertation über Julian Schutting. Zahlreiche Veröffentlichungen zur österreichischen Geschichte. Mitarbeit an Ausstellungen. Bücher: u. a. „Oswiecim. Reise nach Au“ (Literaturedition Niederösterreich), zuletzt „Überleben. Der Gürtel des Walter Fantl“ (Kremayr & Scheriau).

Ehemals Etabliertes scheint nicht mehr sicher, vieles wird „von unten“ infrage gestellt. Und wo bleibt die intellektuelle Elite? Wird sie ihr gesellschaftliches Vampirleben aufgeben und sich ans Tageslicht wagen? Eine Suche.

Von Deborah Ryszka

Raus aus der Stube!

Die Zeiten sind unruhig: Regierungsschwierigkeiten, Brexit, das Erstarren rechtsnationaler Kräfte. Das ehemals Etablierte scheint nicht mehr sicher, „von unten“ wird vieles infrage gestellt. Andererseits lenkt die politische Flotte, abgesehen von einigen spärlichen Versuchsschlechtern, nicht von ihrem Kurs ab. Obschon Wasser in das politische Schiff läuft, der Matrose „Land in Sicht“ ruft, bleibt die politische Mannschaft weiterhin auf hoher See, trotz besseren Wissens und Gewissens. „Es muss was geschehen, aber es darf nicht passieren“, des österreichischen Schriftstellers Franz Grillparzer lautet ihr Motto. Daher erfreut sich das „Sankt-Florian-Prinzip“ großer politischer Beliebtheit. Statt Lösungen von potenziellen Bedrohungen oder Problemen zu finden, werden diese auf andere, oder noch besser, auf ominöse Kräfte verschoben. Das zeugt vom Verhalten desjenigen, der nicht weiß, was er tun soll.

Wo sich das Problem versteckt? Möglicherweise im Verwechslungsspiel der Eliten. Wer als Intellektueller anerkannt ist, gehört selten zur intellektuellen Elite. Die Globalisierung lässt viele Prozesse verschwimmen, undurchsichtig erscheinen, die Wirkungen des eigenen Handelns können schwer vorhergesagt werden, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere Beteiligte.

Die intellektuelle Camouflagebrigade
Wirtschaftliche Eliten repräsentieren die Machteliten, aber nicht notwendigerweise intellektuelle Eliten. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich plädiere nicht für eine Regierung durch Philosophen, wie es etwa Platon intendierte. Vielmehr möchte ich auf die marginale beziehungsweise nichtige gesellschaftliche Kraft des Intellektuellen, eine gesellschaftliche Geringschätzung ihm gegenüber trotz gesellschaftlicher Bedeutsamkeit für die Demokratie hinweisen. Mit dem Intellektuellen meine ich nicht die intellektuelle Camouflagebrigade von Philosophen, Schriftstellern oder Wissenschaftlern, die sich auf den Bühnen des Lebens („Wir alle spielen Theater“, Ervin Goffman) medial zu

inszenieren verstehen und als intellektuelle Elite anerkannt werden. Vielmehr entscheidet die geistige Berufung, ob jemand zur intellektuellen Elite gehört oder nicht, nicht die gesellschaftliche Stellung oder der Beruf.

Karl Mannheim wies mit seiner „freischwebenden Intelligenz“ darauf hin, die überall, über alle soziale Schichten verteilt, zu finden ist. Gegenwärtig besiedeln wirtschaftsorientierte Hobbyintellektuelle, Gebildete mit Halbwissen, gepaart mit einem großen Schuss pseudointellektueller Hybris, gesellschaftliche Positionen und vereinnahmen für sich mediale Sprachrohre.

Die intellektuelle Elite hat sich gesellschaftlich verkrochen. Nicht „der eingebildete Kranke“ Molières überrennt uns, sondern „der eingebildete Intellektuelle“, der nichts von sich, aber von den anderen abverlangt, der nicht imstande ist, gesellschaftliche Probleme zu lösen, sondern sie lösen lässt. Wie kam es dazu? Die intellektuelle Elite nahm sich offensichtlich Ortega y Gasset's Vorschlag der 1930er-Jahre zu sehr zu Herzen, sie solle sich aus öffentlichen Angelegenheiten in ihr privates Stübchen zurückziehen. Die Dominanz der „instrumentellen Vernunft“ Horkheimers, in der nur Raum für das reine Funktions- und Nützlichkeitsdenken besteht, förderte den Rückzug der Intellektuellen. Statt ihres unabhängigen Denkens trat das konforme Denken („Normopathie“, Hans-Joachim Maaz) in den Vordergrund. Um mit David Riesman zu sprechen: Derjenige brilliert, der seinen inneren Kompass stets nach außen, an die Meinung, die Einstellung, den Geschmack der anderen ausgerichtet hat. Mit Horaz' „sapere aude“, Kants „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, einer Kerneigenschaft des Intellektuellen, hat das wenig zu tun. Wenn sie nicht gefragt wird, weil sie nicht der Marktlogik entspricht, weil sie keine gesellschaftlichen Schlüsselpositionen anstrebt und weil es ihr unabhängiges Denken zerstört: Wo bleibt die intellektuelle Elite? Somit entsteht der perfekte Nährboden für die gegenwärtig zu beobachtende intellektuelle Barbarei, die wie wild um sich greift.

Die übersteigerte Fixierung auf Klicks, Likes und Follower verdeutlicht dies. Das Intellektuelle lässt sich nicht quantitativ bemessen, ebenso wenig wie das Schöne oder das Gute. Nur wenige besitzen die Fähigkeit, intellektuelle, ästhetische oder moralische Meisterleistungen zu erzielen und zu würdigen. Gilbert Ryle würde von einem Kategorienfehler sprechen, die Freizeitintellektuellen von Unsinn. Wo bleibt also die intellektuelle Elite? Wird es nicht langsam Zeit für sie, ihr Vampirleben aufzugeben, sich aus ihrem verstaubten Kämmerlein ans gesellschaftliche Tageslicht zu wagen? Genügend Blut in Form von intellektueller Nahrung hat sie in den vergangenen Jahrzehnten aufgenommen, Aufgaben gibt es wie Sand am Meer. Genauso viel, wie es jene gibt, die sich als Intellektuelle aufspielen. Mit halbgebildetem Wissen, polyglott und rhetorisch gewandt, blendet er sein Umfeld: der „Fake Intellectual“. Er ist hier nur schwerlich vom echten Intellektuellen zu unterscheiden. Weil es nicht um die Tiefe eines Problems geht, sondern um das oberflächliche Anknabbern dieses, besteht auch nicht die Notwendigkeit, den Intellektuellenschwinder vom echten zu unterscheiden.

Doch mit Witz und Charme, oberflächlicher Analyse und Schnelligkeit sind gesellschaftliche Probleme nicht zu lösen. Oder anders formuliert: Um ein sinkendes Schiff zu bergen, bedarf es mehr als nur intellektuellen Schein, gute Laune und Optimismus. Mit logischer Denkfähigkeit, physikalischem Wissen und Vorstellungskraft stehen die Chancen jedenfalls höher, das Schiff vor dem Sinken zu bewahren oder zumindest die Mannschaft sicher an Land zu bringen. So übersteht das Schiff auch den schwersten Wellengang möglichst unbeschadet. Wenn also die intellektuelle Elite zum „Mit-Sinken“ verdammt ist: Wo bleibt euer Aufstand? ■

PHILOSOPHICUM: STIPENDIEN

„Die Presse“ und das Philosophicum Lech vergaben im Rahmen des diesjährigen Philosophicums 20 Stipendien. Teil der Bewerbung war das Verfassen eines Essays zum Thema „Die Werte der wenigen. Eliten und Demokratie“. Eine Auswahl der Texte wird hier vorgestellt.

Die Entscheidung über die Vergabe der Stipendien erfolgte durch Konrad Paul Liessmann, den wissenschaftlichen Leiter des Philosophicums Lech, und „Presse“-Chefredakteur Rainer Nowak.

Deborah Ryszka, Jahrgang 1989, studierte Psychologie. Sie promoviert nun am Lehrstuhl „Praktische Philosophie“ der Universität Witten/Herdecke.

Jeanne d'Arc des Trivialen

Aus dem Leben einer Plaudertasche: zu Petra Hartlieb's Jury-Erfahrungsbericht „Ganze Tage und halbe Nächte“.

Von Anton Thuswaldner

Als Juror zu arbeiten ist ein hartes Geschäft. Geschäft? Ganz wörtlich nimmt das die Wiener Buchhändlerin Petra Hartlieb, die kürzlich im „Spectrum“ vom 5. Oktober von ihren Mühen erzählt hat, als Jurorin für den Deutschen Buchpreis mitgewirkt zu haben.

Dass sie darauf mächtig stolz ist, verhehlt sie in keiner Zeile. Wir werden zu Mitwissern ihrer Marathontour durch die neueste deutsche Gegenwartsliteratur. Sie bewundert sich sehr dafür und heischt nach unserem Mitleid für ihre aufopfernde Selbstüberwindung. Das kommt im Tonfall einer Plaudertasche, die sich sehr wichtig vorkommt.

Die Frage, ob es eine gute Idee war, sie ins Komitee zu berufen, stellen wir uns aus Gründen der Höflichkeit nicht. Seit vielen Jahren ist sie als Sonderbotschafterin des schlechten Geschmacks unterwegs, die Bücher nach Konsumierbarkeit beurteilt. Das verbirgt sie auch gar nicht, wenn sie uns erklärt, dass die Erstellung der Shortlist den Buchhändlern zur Freude gereicht. Das macht schlaglichtartig deutlich, wie es Tonio Schachinger auf die Liste der letzten Sechs geschafft hat – als Debüt passabel, im Ganzen etwas mickrig.

Das Erschreckende an Petra Hartlieb's erstauulich unbekümmert hingeschriebenem Text ist ja, wie sie prahlerisch Interna aus der Jury ausplaudert – und das verstößt gegen alle Grundsätze der Lauterkeit. Das Mail eines Buchhändlers in Sachen anspruchsvoller Literatur: „Wir müssen das verhindern.“ bedeutet eine Entwertung des Preises.

Zeremonien des Literaturbetriebs

Natürlich stärkt der Deutsche Buchpreis die deutschsprachige Literatur und nicht die „gut verfügblichen“ Titel, wie sie Hartlieb nennt. Diese finden auch ohne die Zeremonien des Literaturbetriebs ihr Publikum. Aber wenn wie im Jahr zuvor Inger-Maria Mahles besonderer Roman „Archipel“ jene Aufmerksamkeit bekommt, die das Interesse einer breiten Öffentlichkeit weckt, das der Roman andernfalls nie auf sich gezogen hätte, dann hat der Preis eine wichtige Aufgabe erfüllt.

Eigentlich sitzen Buchhändler und Literaturkritiker im selben Boot. Beide verwenden viel Kraft darauf, dem geschriebenen Wort zum Durchbruch zu verhelfen. Hartlieb aber unterscheidet zwischen den Kritikern, die das Schwere bevorzugen, und den Buchhändlern, die einen Roman suchen, „der hoffentlich in großen Mengen über den Ladentisch geht“ und „für viele Leute lesbar sein“ soll. So sieht die Hartlieb'sche Formel der literarischen Gemeinnützigkeit aus.

Welche Art von Literatur ihr am Herzen liegt – selten ist das Wort „Herz“ besser angebracht als in diesem Fall –, lässt sich nach Lektüre ihres Artikels abschätzen. Dieser gibt die reine Befindlichkeit wieder, auf der langen Strecke des Erfahrungsberichts keine Spur von Reflexion. Nach der Abschaffung von Kritik wird das Reden über Literatur zur Geschäftsbüberei, und Petra Hartlieb ist die Jeanne d'Arc einer neuen Unbekümmertheit. Sie findet, dass „die unterschiedlichen Geschmäcker“ (schrecklicher Ausdruck) der einzelnen Jurymitglieder für die irritierende Vielfalt der Romane verantwortlich sind. Muss man jetzt noch hinzufügen, dass ihr Text selbst von Sorglosigkeit im Umgang mit Sprache gezeichnet ist?

Alle Geschichten, die sie im Eiltempo gelesen hat, „verweben sich zu einem Brei“ (!), auf dem dann auch „DDR-Historie, Zweiter Weltkrieg oder vertrackte Beziehungen obenauf schwimmen“. Mehr sprachliches Unheil anzureichten in einem einzigen Satz geht nicht! ■



„Es muss was geschehen, aber es darf nicht passieren.“ [Foto: Tim Graham/robertharding/PicturesDesk]

Peter Rosei: Heimat? Was ist das? Fortsetzung von Seite 1

in Kärnten sein, wo morgens Kiesel und Erde vor dem Haus die Kühle des Taues ausatmeten, im Schatten, am Spalter, das Laub der Blätter fast schwarz war, während sich im blauen Himmel oben, anschaulich für meine Augen als der unendliche Raum, die vibrierenden Luftpartikel schon festlich vermischten mit goldenen Sonnenvektoren.“

Führt man diesen Gedanken von der Eichtung der Skalen weiter, gelangt man schlüssig zu einer weit vielfältigeren Verflochtenheit des Einzelnen mit den Gegebenheiten, die er vorfindet. Kulturen sind eben dadurch gekennzeichnet, dass zwischen ihren unterschiedlichsten Manifestationen, sei es in ihren religiösen Auffassungen, ihrer sozialen und politischen Organisation, ihrer Architektur, der Kunst und so fort ein Zusammenhang besteht. Freilich gehören etwa auch Landschaftsgestalt, Wetter und Küche hierzu, um nur einiges zu nennen.

Wir kommen aus dem, was man in diesem Sinn Heimat heißen könnte, her und gehen, aufwachsend, in eine stetig sich

“

Ich habe nichts gegen Trachten. Widerwillen regt sich allerdings in mir, wenn ich politische Auftritte mit Lederhosen garniert sehe.

wandelnde und weitere Heimat hinein. Heimat – das ist etwas Dynamisches, sich Entwickelndes und naturgemäß Offenes. Lernen heißt nämlich das Spiel, das wir spielen und zu spielen haben, das nie aufhört und nie aufhören soll. Wie traurig wäre es doch um einen bestellt, der sein Leben lang in der Kindheit verharren würde! „Verwandlung des Fremden in Eigenes, Zueignung ist das unaufföhrliche Geschäft des Geistes“, heißt es bei Novalis. „Ich bin nicht auf der Suche nach mir selbst, ich suche das Andere, das Fremde – weil ich dort auch bin“, so mit meinen eigenen Worten.

An der Musik etwa „unseres“ Mozarts können wir das sehr schön sehen: Hat er es nicht verstanden, in seinem Werk die gesamte europäische Musiktradition seiner Zeit zu vereinen, nein, in höherem Sinn zu Eigenem, Unverwechselbarem zu verschmelzen?

In der Situation der Globalisierung, in der wir uns heute finden, im Global Village, das im Vergleich zu Mozarts Zeiten viel ausgedehnter und intrikater vernetzt ist, müssen wir darauf achten, was die anderen tun, was um uns herum vorgeht. Dabei dürfen wir aber, wollen wir nicht ins Beliebiges fallen, nicht vergessen, woher wir kommen, was wir sind – und vor allem auch, was wir werden und sein wollen.

Apropos: Ich habe nichts gegen unsere Trachten, waren sie doch früher einmal das farbenfrohe, landsmannschaftlich codierte Sonntagskleid des Volkes. Eher schon regt sich Widerwillen in mir, wenn ich bestimmte politische Auftritte mit Lederhosen, Wollstutzen und Trachtenjoppen garniert sehe, wenn sie dort als Abzeichen, ja Garanten von Heimatverbundenheit vorgeführt werden. Die Tracht scheint mir in dem Fall eine Mogelpackung zu sein, etwas bloß Instrumentiertes: Sie soll als Signal dienen, dessen einzige Funktion darin besteht, alle jene auszuschließen, die an diesem Treiben nicht teilnehmen oder teilnehmen wollen.

Manche scheinen hier offenbar daheim zu sein als die anderen, wie der mir befreundete Dichter Gerhard Amanshauser einmal in Hinsicht auf die so plakativ und lauthals Bodenständigen, die Urigen und Heimatverbundenen bemerkt hat: die selbst ernannten Patrioten. Es kann doch in unserem Fall nicht um Konkurrenz gehen – wer ist denn hier der Daheimeste? –, vielmehr geht es um Selbstbehauptung: Was ich unter Heimat verstehen will, verbindet mich mit

den anderen, mit der Welt, statt mich von ihr abzuschließen, von ihr zu trennen.

Wir brauchen uns doch nicht zu fürchten! Offen können wir auf andere zugehen. Wir haben etwas zu bieten. Zugleich wollen wir sehen, was die anderen zu bieten haben, und von ihnen lernen. Ich unterlasse es hier absichtsvoll, unsere glorreichen Traditionen aufzuzählen. Zu leicht könnte man das mit Protzerei, mit verbohrtem Lokalpatriotismus verwechseln. Was Heimat ist, besteht ja nicht nur aus Köpfen, sie gehören aber auch dazu. Unsere sogenannten Großen nämlich hatten stets die Augen offen und waren international aufgestellt. Ob Sigmund Freud, Oskar Kokoschka oder Valie Export. Ob Gustav Mahler, Coop Himmel(j)au oder Elfriede Jelinek. Man erlasse mir Weiteres, insbesondere Exkurse zu den diversen Wissenschaften! Das Wort Gerhard Amanshausers vom Daheim-Sein aufgreifend, möchte ich doch ein wenig spöttisch sagen: Was ich unter Heimat verstehen will, ist halt doch ein bissl größer als ein Trachtenhut.

Letzter Einwand, ein Einwand gegen mich selbst: Bin ich sentimental? Bei dem

Wort Heimat, ich gebe es zu, rührt sich etwas in mir. Wer kennt das nicht? „Country road / take me home / to the place / I belong“... ein amerikanischer Gassenhauer. Was meint „to belong“? Nicht allein dazustehen, dazugehören wollen, das ist ein grundlegender Wunsch, ja ein Bedürfnis des Menschen.

Zwischen Ich und Wir entfalten wir uns, das ist unser Ort, der Ort, wo sich das Eigene mit dem anderen berührt und verbindet. Allerdings – der Ort, wie ich ihn auffasse, ist transitorisch, ist ein Pfeil in die Zukunft; die Gemeinschaft, zu der ich gehören will, ist eine Reisegesellschaft. Im Zusammenwirken mit meinen Zeitgenossen, wohl auch in kritischer Auseinandersetzung mit ihnen, möchte ich bestimmen und mitbestimmen, wohin die Reise geht und gehen soll.

Derart bleibt dem Sentiment, diesem guten und ganz eigenen Gefühl, gar keine Wahl, als sich selbst zu klären und zu übersteigen zur festen Absicht, was Heimat heißt, nicht denen zu überlassen, die sie vermeintlich gepachtet haben. Unsere Heimat – wie jede andere auch – braucht weniger Treue zu verschwommener Tradition als Unternehmungslust und Mut, Umsicht und Verstand, Witz, Ingenium dazu und vielleicht, wenn irgend möglich, ein wenig Genie.

Zuletzt noch einmal zum Anfang meiner Ausführungen zurück – zum Staat und seiner Funktion: Von Tag zu Tag wird deutlicher, dass der Nationalstaat, wie wir ihn kennen, gewisse – und zwar sehr wichtige – Aufgaben nicht länger allein erfüllen und meistern kann, etwa in Sachen Klima, in Sachen Migration, nicht zuletzt in Sachen Regulierung der Finanzströme und damit der Ökonomie. Alle die hier aufgeführten Problemfelder sind nicht nebensächlich, sie betreffen grundsätzliche und für das Leben des Einzelnen entscheidende Fragen. Wozu ist der Staat denn noch gut? Was tun?

Diese Fragen stellen sich mit Dringlichkeit. Wollen die einen in einen schwindelhaft oft als Heimat verkleideten Staat zurück, der sich, in vermeintlicher Abhilfe für ebenjene Probleme, einigelt und gegen außen abzuschließen sucht, sehen die anderen die Lösung in der notwendigen Überwindung des Konzepts Nationalstaat, in seiner Öffnung und der Suche nach supranationalen Lösungen. Unsere Werkzeuge zur Überwindung des Nationalstaates sind vielfältig, paradoxerweise bündeln sie sich vielfach gerade in Aktionen des Staates, treten als solche nach außen, wie er eben mit seinen Institutionen und internationalen Verknüpfungen besteht. Der bestehende Staat ist gewissermaßen die Leiter, mit deren Hilfe wir dem Dilemma entsteigen können.

Angst jedenfalls ist, wie man weiß, kein guter Ratgeber. Mit Angst kommen wir diesen Fragen nicht bei. So gut ich verstehen und nachvollziehen kann, dass manche, wenn nicht die vielen, in der sich jetzt so rasch wandelnden Welt Angst vor der Zukunft haben: Helfen wir durch Aufklärung mit dabei, dass diese Ängste überwunden werden können!

Somewheres und Anywheres – die Ortsgebundenen und die Ortsunabhängigen, diese Aufteilung wird so schnell nicht verschwinden. Warum es die einen wie die anderen braucht. Über die liberale Elite.

Von Nils Schniederjann

Wer hat die Macht?

Die liberalen Eliten verführen niemanden mehr, sie verhöhnen. Mit David Goodhart können wir sie als die Anywheres identifizieren: Sie sind ungebunden an einen Ort, gelten als die Gewinner der Globalisierung und vertreten progressive Werte. Auf der anderen Seite stehen die Somewheres, die Ortsgebundenen, die dennoch kein Heimatgefühl empfinden und tendenziell konservative Werte pflegen. Die Anywheres haben eine Elite erbirt, die noch in regem Kontakt zum Rest der Gesellschaft stand – und das aus gutem Grund. Sie bauten ihre Identität auf flexiblen Errungenschaften auf, auf ihrem eigenen Schaffen und konnten sich so als Individuum transzendieren. Wer hingegen seine Identität über einen Ort, eine Region oder gar eine Nation erschließt, der ordnet sich als Individuum notwendigerweise eben diesem Ort unter. Darum vertrat die Anywheres stets liberale, progressive Politik: Sie scheuten sich nicht, mutig nach vorne zu gehen, weil sie nicht an Orten, Regionen, Nationen hingen, sondern an Individuen, denen die möglichst größte Freiheit zu gewähren ist.

Dieses Ziel ist in einer Demokratie nicht allein durch die kleine, individualistische Elite zu erreichen. Sie muss mit den Somewheres sprechen, sie überzeugen und mitnehmen; sie muss verstehen, dass sie trotz ihrer Ungebundenheit und Freiheit auch von ihnen abhängig ist. Nötig ist ein grundlegendes Verständnis für die Situation der „Dagebliebenen“. Die Gefahr ist sich um des eigenen Narzissmus willen nicht der Frage zu stellen, warum der eine Teil einer Elite geworden ist und der andere nicht. Dabei reicht es schon, sich mit den Menschen, die Heimat, Familie und Religion so schätzen, einmal über ihre Lebenssituation zu unterhalten. Man wird in den meisten Fällen hören, dass es gar nicht die Möglichkeit gab, den Ort, an dem man aufwuchs, zu verlassen. Man wurde Tischler oder Schreiner, weil man den Besitzer des Betriebes kannte. Oder man wurde nach der Ausbildung zum Industriekaufmann sofort übernommen und konnte

bald dank der finanziellen Sicherheit Kinder bekommen, die dann natürlich ein stabiles Zuhause brauchten. Zumindest ist klar: Die Menschen haben einen völlig anderen Lebensweg als die „Irgendwos“. Und dass sie dieser Lebensweg auch zu traditionelleren Werten und Ideen geführt hat, ist verständlich, aber nicht notwendig.

Das Problem ist dabei kein einfaches Stadt-/Land-Problem. Denn es geht vielmehr darum, dass die Anywheres sich zwar theoretisch irgendwo, darum gerade aber nirgendwo aufhalten. Auch die Städter, die ihr Leben lang an einem Ort wohnen, sind nicht notwendigerweise progressiver; auch sie stehen in wenig bis keinem Kontakt zu der globalen Elite, die jeden Tag an einem anderen Ort arbeitet. Stand die liberale Elite des 20. Jahrhunderts noch notwendigerweise in regem Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft, schafft es die des 21. Jahrhunderts, sich gemeinsam mit den Eliten anderer Länder völlig abzuschotten. Das sorgt für eine unübersehbare Spaltung. Die Macht über eben diese bleibt aber auf Seite der Eliten. Den Somewheres ist immanant, dass sie nicht einfach dahin können, wo sie hin wollen; sie können den Anywheres nicht auf Schritt und Tritt folgen, können das Gespräch mit ihnen nicht suchen. Stattdessen müssen die Anywheres sich auf die Somewheres aktiv zubewegen, und das aus reinem Selbstinteresse. Wenn sie wollen, dass ihre Werte auch die breite Bevölkerung erreichen, dann dürfen sie sich nicht darauf verlassen, dass das sowieso geschieht, weil ihre Werte die anscheinend progressiveren sind.

Die Schwierigkeit wird darin bestehen zu zeigen, dass die liberalen Werte universelle sind; dass sie nicht nur aus der Situation der Anywheres heraus entstehen, sondern auch für die Somewheres bestehen können. Diese Aufgabe ist eine grundlegend aufklärerische, die Lösung jedoch auch. Denn die Lösung der großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts und danach bestand vor allem darin, gemeinsam zu streiten. Das wiederum heißt vor allem, mit denen ins Gespräch zu kommen, die die eigene Meinung nicht teilen. Aber nicht immer liegt dabei die Macht bei den Anywheres. Teils sind auch sie es, die sich ihre Position in der Welt nicht ausgesucht haben. Die zum Beispiel von ihrer Familie oder Verwandtschaft aufgrund ihrer Sexualität verstoßen wurden und die Zuflucht in der eigenen Individualität fanden. Oder die aufgrund ihres Berufs gezwungen sind, immer unterwegs zu sein, sich aber eigentlich das Eigenheim wünschen. Auch die Elite geht nicht bewusst- und gefühllos durch das Leben; viele haben auch mit der Schuld zu kämpfen, dass sie ihre Heimat zugunsten der Globalität verrieten. Dennoch müssen sie sich auffragen und gegen die Populisten anreden – denn diese vergessen die Somewheres auf keinen Fall. Wenn die Liberalen jedoch den Fehler machen und die Menschen allein lassen, laufen sie zu den Populisten. Besonders schwierig ist das Selbstbild der Eliten als diejenigen, die vorleben, wie auch der Rest einmal leben wird. Im besten Sinne stammt dieses Bild noch aus der Ära, in der der gesellschaftliche Reichtum und Fortschritt langsam von oben nach unten durchsickerte. Im schlechtesten Sinne ist es aber ein einfacher Narzissmus, der jeglicher Grundlage entbehrt.

Tatsächlich wird diese Aufteilung so schnell nämlich nicht wieder verschwinden. So wie es die Anywheres braucht, braucht es auch die Somewheres. Sie sind es, die den Mittelstand bilden und verantwortlich sind für große Teile der tatsächlichen Produktion, deren Verlagerung ins Ausland wohl ihren Höhepunkt erreicht haben dürfte. Die Somewheres sind hier, um zu bleiben. Die Anywheres müssen einen Umgang mit ihnen finden, der nicht von oben herab funktioniert. Sie daran zu erinnern und verantwortlich zu halten, ist die Aufgabe der gesamten Gesellschaft. ■

PHILOSOPHICUM: STIPENDIEN

„Die Presse“ und das Philosophicum Lech gaben im Rahmen des diesjährigen Philosophicums 20 Stipendien. Teil der Bewerbung war das Verfassen eines Essays zum Thema „Die Werte der wenigen. Eliten und Demokratie“. Eine Auswahl der Texte wird hier vorgestellt.

Die Entscheidung über die Vergabe der Stipendien erfolgte durch Konrad Paul Liessmann, den wissenschaftlichen Leiter des Philosophicums Lech, und „Presse“-Chefredakteur Rainer Nowak. Nils Schniederjann, Jahrgang 1998, studiert Philosophie, Künste und Medien an der Universität Hildesheim.



PETER ROSEI

Geboren 1946 in Wien. Dr. jur. Freier Autor und Reisender. Rauriser Literaturpreis, Literaturpreis der Stadt Wien, Franz-Kafka-Preis, Anton-Wildgans-Preis. Prosa: u. a. „Wer war Edgar Allan?“, „Entwurf für eine Welt ohne Menschen. Entwurf zu einer Reise ohne Ziel“, „Geld!“, „Die Globalisten“, „Karst“, „jüngst, bei Residenz“, „Die große Straße – Reiseaufzeichnungen“.



Geht die Elite bewusst- und gefühllos durch das Leben? [Foto: Elliott Erwitt/Magnum Photos/Picturedesk]